

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Anton Krättli

Metamorphosen

Zu Christoph Ransmayrs Roman «Die letzte Welt»

Publius Ovidius Naso, der Verfasser der *Metamorphosen*, ist der grosse Anreger und Ahnherr des anspielungsreichen, der antiken Tradition ebenso wie der grenzenlosen Verfügbarkeit von Bildern und Gestalten in einer Spätzeit verpflichteten Romans *Die letzte Welt* von Christoph Ransmayr¹. Die Erzählung nimmt ihren Ausgang im Rom des Kaisers Augustus und entführt den Leser nach Tomi am Schwarzen Meer, wohin der Imperator den hochberühmten und von ihm bis zu diesem Augenblick geschätzten Dichter der *Amores* und der *Ars amatoria* verbannt hat. Aber schon indem der Leser mit Ovids Freund Cotta aufbricht, um den Spuren des Vertriebenen zu folgen, geschehen seltsame Dinge. Auf einmal befinden wir uns, erst noch am Beginn unserer Zeitrechnung, im zwanzigsten Jahrhundert, in einer Welt der Lautsprecher, der Mikrophone, des Kinos und anderer technischer Segnungen. Zwar liegt über dem Ganzen Staub, die Patina des Ruinenhaften, und zudem wirken römische Antike und Neuzeit in ihrer Verschränkung wie die Veranstaltung eines Gauklers, der von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zieht. Der Autor dieses Buches ist Österreicher und vierunddreissig Jahre alt. Mit dreissig schon hatte er Erfolg mit seinem Erstling *Die Schrecken des Eises in der Finsternis*, der einen Schriftsteller, eine erfundene Figur, auf den Spuren einer historisch dokumentierten österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition zeigt. Auch da offenbar, wie ich einer Rezension entnehme, eine «eigentümlichträumerische und reizvolle Vermischung der Sphären». Ich kenne diesen ersten Roman Ransmayrs nicht; wenn sich Zeit dafür findet, werde ich die versäumte Lektüre nachholen. Denn dass dieser Autor einer der wichtigen ist, dass er aus den jüngeren Talenten herausragt, vielleicht nicht geradezu durch Virtuosität, aber — was höher zu schätzen ist — durch die rare Eigenschaft, Stil zu haben, steht für mich ausser Zweifel. Als Leser hat man den Eindruck, in

jeder Einzelheit, in jeder Wendung und in jedem Satz sei zugleich das Ganze enthalten. Ich zögere nicht, Ransmayrs Prosa makellos zu nennen, was nicht etwa mit Schönschreiberei zu verwechseln ist, oder also mit dem, was vor kurzer Zeit noch abwertend «Kalligraphie» gescholten wurde. Sondern es heisst, dass hier Sprache ohne Krampf, ohne zur Künstlichkeit emporgewürgte Originalität, aber immer bildhaft und klangvoll eingesetzt ist. Ransmayrs Stil wirkt sachlich, ruhig, gelassen. Ich gebe ein Beispiel:

«*Von Constanta bis Sewastopol hasste man die griechischen Auswanderer als Iasons Drachensaft: Sie störten den Frieden der Einöde, hausten in Erdlöchern und Höhlen und scharrten im Kies der Strände nach Perlmutt und Bernstein. Oft zwang sie der Hunger, die Küstenbewohner zu bestehlen. Sie verschleppten und schlachteten selbst Maultiere, flüchteten vor der Wut der Bestohlenen immer tiefer ins Gebirge oder in die Wüsten der Halbinsel Krym und verwilderten, bis ihr Leben dem von Steinzeitmenschen glich.*» Da stört kein falscher Ton, keine nicht genau passende Vokabel. Es ist eine Sprache, die auf Sprünge und Pirouetten verzichten kann, weil ihr ruhiger Gang die Schönheit der Bewegung einer Raubkatze hat. Allerdings einer Raubkatze, die kaum je ihre Krallen zeigt, sondern auf weichen Pfoten geht.

Dem wie ein Traumspiel inszenierten Buch um Ovids *Metamorphosen*, das übrigens im Anhang ein «*Ovidisches Repertoire*» aufweist, eine Gegenüberstellung der Gestalten aus der «*alten*» und aus der «*letzten*» Welt, ist sofort grosse Aufmerksamkeit und Anerkennung zuteil geworden. Die Kritik hat den Roman nicht nur zur Kenntnis genommen, sie scheint in ihm ein literarisches Ereignis zu feiern, was kaum nur mit der tadellosen Form und der makellosen Sprache zu erklären wäre. Dass da ein jüngerer Autor zwar keinen historischen Roman über Ovids Verbannung, aber doch eine Geschichte mit Figuren aus der Welt der Antike und aus der Welt der Mythen schreibt, die in den *Metamorphosen* vorkommen, ist ein Indiz, das möglicherweise auf Veränderungen des Zeitgeistes, des Klimas oder der geistigen Befindlichkeit einer neuen Generation verweist. Merkwürdig ist es auf jeden Fall.

Warum der Dichter beim Imperator in Ungnade fiel, ist nicht genau bekannt. Aber da in den langen Jahren seiner Relegation — er hat Rom nicht wieder gesehen und starb in der Verbannung — keines seiner Gnaden gesuche Erfolg hatte, muss die Verstimmung des Augustus tief und nachtragend gewesen sein. Der gefeierte Stadtliterat, der berühmte Lyriker und Salonlöwe, Verfasser freimütiger Liebesgedichte und eines poetischen Lehrgangs der Liebeskunst, sieht sich von heute auf morgen an den äussersten Rand der kultivierten Welt versetzt, fern der Grossstadt mit ihren Attraktionen und ihrem Luxus. Das Heimweh hat ihn in der barbarischen

Fremde nie verlassen, wenn er auch schliesslich zur Geduld und zur Resignation hindurchfand. Warum ist die Verbannung des Dichters, die angebliche Vernichtung seines Metamorphosenwerks und die Nachforschungen des Freundes Cotta auf den Spuren Ovids in der kalten Fremde ein Thema junger Literatur heute? Wie kommt Publius Ovidius Naso zu solchen Ehren? Nach der Lektüre des Romans, den man nicht auf knappem Raum nacherzählen könnte, habe ich zwar keine abschliessende Antwort darauf, aber vielleicht Ansätze dazu. Kein Zweifel besteht darüber, dass Christoph Ransmayr Ovids *Metamorphosen* sehr genau kennt und zugleich so frei und leicht damit verfährt, wie es nur aus einem Geist der immerwährenden Verwandlung heraus möglich ist. Hier wird nicht Überlieferung gepflegt, hier lebt Überlieferung, indem sie neue Wirklichkeiten produziert.

Die *Metamorphosen* – bei Ovid ein «perpetuum carmen», ein unendliches Gedicht – sind ein Spiel mit Mythen. Ihr Schöpfer erweist sich darin als ein Spätling der Kultur, ein Alexandriner, der über die alten Sagen Bescheid weiss und darüber verfügt, aber nicht mehr in ihrem Bann steht. Er denkt und fühlt nicht mythisch, sondern bedient sich der Stoffe und Gestalten, der tausenderlei Begebenheiten und Geschichten, die sich um sie ranken. Er spielt damit. Hätte er das Kino, das Tonband, den Computer gekannt, er hätte sie wahrscheinlich eingesetzt, um zu kombinieren und die grenzenlosen Möglichkeiten der Kybernetik daran auszuprobieren. Ransmayr geht in dieser unbefangenen und neugierigen Haltung an seinen Stoff heran. Man kann nicht sagen, er führe Ovid weiter; aber in seinem Roman verwandelt sich die «alte» in die «letzte» Welt: in eine Welt der Masken, Attrappen und Projektionen. Wenn Cotta nach Tomi kommt, findet er sich in einer Umgebung, in der es Bushaltestellen und Konservenbüchsen gibt. Und in dieser anderen Wirklichkeit sind der Kaiser Augustus und der Flüchtling oder Verbannte des 20. Jahrhunderts Zeitgenossen. Es kann nicht ausbleiben, dass der Leser leicht ins Schwimmen kommt. So sachlich und ruhig die Sprache voranschreitet, wir verlieren den Boden unter den Füßen und werden frei für Metamorphosen.

Über allem aber, was Ransmayr über die *letzte Welt* zu erzählen hat, liegt eine Atmosphäre von Jahrmarkt, von Budenzauber und Budenmisere zugleich. Cyparis, ein fahrender Kinooperator, fährt mit einem Planwagen über Land und schlägt seine Apparaturen auf, wo eine abbröckelnde Mauer als Projektionsträger steht. Da spult er vor staunendem Publikum die alten Streifen ab, grausame und sentimentale Geschichten vom Krieg in Troja oder vom Martyrium des Sängers Orpheus. Cotta, der den Darbietungen folgt, macht mehrere Versuche, den Freund Naso aufzuspüren oder doch nach Dokumenten und Hinterlassenschaften zu fahnden. Abgesehen von einem alten Mann mit Namen Pythagoras, offenbar Nasos

Diener, findet er nichts. Dafür stösst er am Strand auf ein kopulierendes Paar, auf den Salbenrührer Thies aus Deutschland und Procne, die dickeleibige Gattin des Tereus, der bei Ransmayr oft nur «*der Schlachter*» heisst. Einmal auch begegnet Cotta, selber betrunken, einem Narrenzug, in welchem er unter anderen «*Medea, die besudelte Vogelscheuche aus Lumpen und Stroh*», zu erkennen glaubt. Da steht auch: «*Gewiss, dieser Narrenzug konnte nur ein stumpfer Abglanz jener Mythen sein, in denen sich die Phantasie Roms ausgetobt und erschöpft hatte, bis sie unter der Herrschaft von Augustus Imperator in Pflichtbewusstsein, in Gehorsam und Verfassungstreue verwandelt und zur Vernunft gebracht worden war. Aber auch wenn dieser Umzug nur noch ein kläglicher Rest war, konnte doch selbst ein Betrunkener erkennen, dass diese Fastnacht ein uraltes Bild Roms wider- spiegelte, Bilder von Göttern und Helden, deren Taten und Wunder in der Residenz des Imperators schon für immer vergessen schienen. Und war es nicht Naso gewesen, der mit seinen Elegien, mit seinen Erzählungen und Dramen wieder an das Vergessene gerührt und das zum Staat verblasste Rom an archaische, unbändige Leidenschaften erinnert hatte?*»

Die Fragen, die sich Cotta in Tomi stellt, können erweitert oder verwandelt werden. Ist dieser stilsicher erzählte Roman eine späte, vielleicht eine letzte Beschwörung von Göttern und Menschen einer versunkenen Kultur? Oder sind sie nur verfügbar geblieben, als Kinofilm, als vorüberhuschende Schatten? Von den Zuschauern, die den Vorführungen des Cyparis gefolgt sind und die den fahrenden Entertainer nach der Vorstellung bis ans Tor begleitet haben, heisst es einmal, sie hätten den Insassen eines Straflagers geglichen, die eben einen Begnadigten an die Gefängnispforte begleitet hatten. Jetzt bleiben sie als Gefangene zurück. Soll da, aus der Gefangenschaft in einer total verwalteten Welt heraus, die Freiheit der Metamorphose erprobt werden? Und wäre für uns Zeitgenossen, was über die Projektionswand am Schlachthaus von Tomi flimmert, eine fetzenhafte, verschlampte Erinnerung an glanzvolle Zeiten, an Glück und Schönheit, an ein Zeitalter noch vor Ovid und Augustus, als die Mythen noch Wirklichkeit waren, die Liebe eine blühende Insel und der Dichter ein Freund? Christoph Ransmayr erzählt seine Geschichte in Szenen und Bildern, die sich allein schon durch das ärmliche, budenhafte Umfeld, durch den überall sichtbaren Verfall einprägen, und er spielt sie mit Figuren durch, die behelfsmässig kostümiert auftreten, Akteure einer armseligen Commedia, aber zugleich späte Zeugen einer prunkvollen Inszenierung.

*

Ein Buch wie dieses wäre vor noch nicht langer Zeit kaum denkbar gewesen. Sicher hätte es keine Chance gehabt. Eine kalligraphische

Übung, ein Produkt aus dem Elfenbeinturm: so hätte das Verdikt gelautet. Heute aber erkennen wir in dem, was da aus antiker literarischer Tradition in unsere Spätzeit transponiert ist, eine aktuelle Diagnose. Ich weiss nicht, ob es stimme, dass Hans Magnus Enzensberger, der Herausgeber der «Anderen Bibliothek» bei Greno, Ransmayr gebeten habe, eine Prosaver-*sion* der *Metamorphosen* des Ovid zu schreiben. Unter der Hand, in der intensiven Beschäftigung mit dem grossen Epos Nasos, ist ein selbständiges Buch entstanden, ein Kunstwerk eigener Art, dem die *Metamorphosen* und die mythologischen Figuren, von denen sie handeln, lediglich als Zeichen dienen. Zeichen wofür? Von Enzensberger sind eben jetzt gesammelte Aufsätze in Buchform erschienen, *Mittelmass und Wahn* überschrieben, insgesamt Streiflichter auf den neusten Stand von Kultur und Zivilisation und Zeugnisse eines etwas melancholisch gewordenen Witzes². «*Viel halten wir nicht von uns. Unbescheiden sind wir allenfalls im Singular. Der Plural der Majestät liegt uns fern.*» So beginnt zum Beispiel der Titel-Essay, und darin findet sich dann auch die Bemerkung, was früher Gesellschaftskritik geheissen habe, lasse sich heute mit guten Gründen als «*self-refuting prophecy*» betrachten, deren Sinn es sei, für ihre eigene Widerlegung zu sorgen. Enzensberger bringt es gar fertig, ein Selbstzitat aus dem Jahr 68 vorzuführen und dazu anzumerken, es sei ja nicht immer ganz einfach auszumitteln, wer sich denn da blamiert habe. Klimaveränderung, kein Zweifel: einer, der immer schon und auch damals dem Augenblick eine Nasenlänge voraus war und die nächste Parole vorbereitete, arbeitet jetzt an der Formel für morgen. Die Gesellschaft, sagt er, ist mittelmässig, der Alltag von durchschnittlicher Exotik. An die Stelle der Eigenbrötler und der Dorfidioten sei der durchschnittliche Abweichler getreten, der unter Millionen seinesgleichen gar nicht mehr auffalle.

Wie aber denn, wenn ein Roman wie *Die letzte Welt* auch darüber noch hinauswiese? In ihm ist ein erzählerisches Ich am Werk, das sich aus den Gefangenschaften der Gegenwart zu lösen vermag, das zwischen Zeitaltern und Dichtung ins Freie gelangt und sich verliert, vielleicht aber auch sich wiederfindet im spielerischen Umgang mit dem Epos Ovids. Das Ergebnis ist ein Kunstwerk aus Sprache, das nicht nur diese Saison überdauern wird.

¹ Christoph Ransmayr, *Die letzte Welt*. Roman. Mit einem Ovidischen Repertoire. Greno Verlagsgesellschaft, Nördlingen 1988. — ² Hans Magnus Enzensberger, *Mittelmass und Wahn*. Gesammelte Zerstreunungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1988.

Woher? Wohin?

*Neue sozialwissenschaftliche und dichterische Perspektiven zum alten Thema:
Schöpfung und Evolution*

Mit beängstigender öffentlicher Resonanz führen Vertreter biologischer Wissenschaften (Evolutionstheoretiker, Verhaltensforscher) die Probleme der modernen Zeit auf eine prinzipiell unzivilisierbare Welt der menschlichen Natur zurück. Wir seien nicht imstande, so behaupten sie, die Gefahren und Zerstörungen durch moderne Technik zu kontrollieren; unsere evolutionär geformte Natur verdamme uns zur Selbstvernichtung. Gegen solche resignierende, fatalistische Weltuntergangsstimmung wendet sich der deutsche Sozialforscher *Jost Herbig* in zwei Büchern, die sich mit dem Thema «Evolution des Menschlichen» befassen. Im ersten der beiden Werke, betitelt: «*Im Anfang war das Wort*» (erschienen 1984), geht Herbig den Jahrtausenden der Menschwerdung nach und gelangt dabei — entgegen dem darwinistischen Glauben, dass der Krieg der Vater des Menschen sei — zur Überzeugung: «*Wir sind Erben von 100000 Vormenschengenerationen, die sich auf eher friedliche Weise der Wildnis anzupassen gelernt haben.*»

Im nun vorliegenden, unabhängig zu lesenden zweiten Band¹ beschreibt der Verfasser in einleuchtenden Darlegungen die Übergangsphase von Jägergruppen und Sammlerhorden bis hin zur Entstehung von Staaten, d.h. etwa die Zeitspanne von 12 000 v. Chr. bis 300 n. Chr. Herbig beschränkt sich in seinem Buch keineswegs auf die traditionelle Beschreibung der Veränderung von Technik, Wirtschaft und Kunst. Vielmehr steht im Mittelpunkt seiner

gut fundierten Ausführungen die Entwicklung von Weltbildern und Formen sozialer Organisation von den menschlichen Anfängen bis hin zur Staatenbildung. Er erbringt dabei den überzeugenden Nachweis, dass die tiefgreifenden Veränderungen des Denkens und Verhaltens in der dargestellten Menschheitsepoke den Schlüssel liefern zur Lösung des Problems der kulturellen Freiheit. Er überprüft das biologistische Zivilisationsmodell und widerlegt es. «*Wir müssen uns bewusst werden, dass die Evolution uns mit sämtlichen Fähigkeiten zur Lösung unserer Probleme ausgestattet hat. Da weder Gene noch Götter diese Aufgabe je wahrgenommen haben, ist es menschliche Bestimmung, die Ordnung, Stabilität und Kontinuität der menschengeschaffenen Welt der Kultur selbst herzustellen.*» Herbig wird nicht müde, immer wieder von neuem zu betonen, dass im Gegensatz zum biologistischen Schicksalsglauben uns die Evolution nicht sämtliche Auswege genetisch verbarrikadiert, sondern dass wir «*Geschichte mit Bewusstsein machen*» sollen.

Der Verfasser untersucht im weiteren die sozialen Funktionen primitiver Religionen und rekonstruiert die Grundlagen der menschlichen Kulturfähigkeit, welche die Voraussetzung bildeten für alle weitere Entwicklung. Dann zeichnet er die entherosierte Geschichte der Landwirtschaft und der Anfänge einer sesshaften Lebensweise und schildert den erfolgreichen Versuch des Menschen, sich zum Herrn

über die Natur aufzuschwingen. Mit wachsendem Interesse begleitet der aufmerksame Leser das folgenreichste Experiment der sozialen Evolution: das in Horden entstandene und den Kleingruppen gemäss Grundprinzip gesellschaftlicher Organisation bestand in persönlichen Bindungen und Verpflichtungen zwischen einzelnen Personen; die wachsende Bevölkerungsdichte führte dann zur Bildung von festen sozialen Rangordnungen und von Machtzentren. Aus der Notwendigkeit, soziale Beziehungen den funktionalen Erfordernissen komplexer werdender Sozialsysteme anzupassen, sind schliesslich Staaten entstanden. Interessant ist es, wie durch die Auflösung der Familienideologie in den ersten Staaten eine neue Krise sich abzuzeichnen begann: die Herrschenden missbrauchten oft schamlos ihre Macht zur Unterdrückung der Machtlosen und zur persönlichen Bereicherung. Die Idee eines allgemeinen, für Herrschende und Beherrschte gleichermaßen verbindlichen göttlichen Rechts löste aber auch diese Krise.

Den Grundtenor dieses wertvollen Buches, das man jedem ernsthaften Politiker und jedem auf verantwortungsvollem Posten Stehenden zur Pflichtlektüre erklären sollte, bildet die sorgfältige, gründliche Widerlegung der angeblich wissenschaftlichen biologistischen Zivilisationskritik. Veheement wendet sich Herbig gegen jene Naturwissenschaftler, die bestreiten, dass wir die für das Überleben im wissenschaftlich-technischen Zeitalter unerlässliche Fähigkeit besitzen; er widerspricht all denen, die meinen, wir seien von unserer Natur her dem Zerstörungspotential der modernen Technik nicht gewachsen. Herbig ist fest davon überzeugt, dass uns nichts zur

Selbstvernichtung programmiert, und dass Wissenschaft und Politik die dem kulturellen Instrumentarium der modernen Technik gemäss Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten bieten, um unsere heutige Welt wieder in Ordnung zu bringen.

Es geht um eine Neubestimmung der Ziele des Fortschrittes. Es geht um ein neues Verantwortungsbewusstsein in der Menschheitsgeschichte, wobei nach Herbig vor allem vier Problemen Priorität eingeräumt werden muss: erstens: Erhaltung der Biosphäre, zweitens: Verringerung und schliesslich Beendigung des Bevölkerungswachstums in den Armutssregionen der Erde, drittens: Beendigung des Wettrüstens und Friedenssicherung mit zivilen Mitteln, und viertens: Sicherung der Lebensgrundlagen künftiger Generationen. Diese Ziele müssten in der politischen Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Kräften entwickelt und vorangetrieben werden.

Den Glauben, in einer von Göttern geschaffenen Welt zu leben, hat uns die Wissenschaft genommen; die Geborgenheit im mythischen Weltbild ist für immer verlorengegangen. Es ist nur zu hoffen, dass die von Jost Herbig vertretene Überzeugung, wir seien in der Lage, uns die Normen für das Überleben in dieser gefährdeten Welt selbst zu setzen, und wir hätten die Freiheit, unser Denken und Verhalten den Erfordernissen der modernen Welt anzupassen, nicht nur eine Fata Morgana bleibt, sondern noch rechtzeitig realisiert werden kann.

Das Thema, das Herbig aus sozialwissenschaftlicher Perspektive anvisiert, entfaltet ein geistsprühender Romancier auf eine aussergewöhnlich effektvolle Art und Weise, nämlich in

der Form einer fiktiven Autobiographie Gottes². Der italienische Schriftsteller *Franco Ferrucci*, 1936 in Pisa geboren, lebt seit vielen Jahren in den USA, wo er als Dozent an einer Universität in New York wirkt. Sein neustes Buch wird zweifellos ein starkes Echo finden. Es braucht keine hellseherischen Fähigkeiten, um vorauszusagen, dass dieser faszinierende Schöpfungsbericht einerseits helle Begeisterung hervorrufen und bewundernde Anerkennung finden wird, anderseits aber auch — vor allem in kirchlich-klerikalen Kreisen — heftigen Widerspruch erregen und als blasphemische Herausforderung verurteilt wird.

Sicher ist Ferrucci alles andere als ein religiöser Fanatiker oder ein theologischer Dogmatiker. Er schockiert und provoziert seine Leser gelegentlich nicht wenig, etwa mit seinen Schilderungen der göttlichen Liebesbeziehungen zu verschiedenen Frauen oder mit seinen Äusserungen über die Kirche und ihre Repräsentanten. Verhalten und doch ganz unmissverständlich legt Ferrucci Gott die Worte in den Mund: *«Schon längst misstraute ich jedem, der meinen Namen gebrauchte, und hatte ihn im Verdacht der Manipulation und Herrschaftsucht. Wer mich kennt, spricht von mir, ohne mich beim Namen zu nennen, weil er weiß, dass ich auch für mich selbst das noch zu enthaltende Geheimnis bin.»*

In einem Gespräch zwischen Gott und Albert Einstein über das Licht stellt der Schöpfer dem grossen Gelehrten gegenüber apodiktisch fest: *«Die wahre Religion findet mit Sicherheit ihren Platz nicht in einer Kirche.»* Bei Diplomaten und Bürokraten, bei Höflingen aller Art und bei Würdenträgern der Kirche sieht er *«die vollendete Kunst, nicht zu sehen, was*

man entschlossen ist, nicht zu sehen.» Wohl im Blick auf die finstere Zeit der Inquisition lässt Ferrucci Gott klagen: *«Ich war den Theologen in die Hände gefallen; sie, die mich leugneten, waren meine Anwälte geworden und spielten sich als Herren auf. Die geringste Abweichung von meiner offiziellen Definition wurde mit Gefängnis, Exkommunikation und Verbrennung bei lebendigem Leibe geahndet; vergeblich wiederholte ich, dass ein solches Verhalten nur die eigene Schwäche verrät.»*

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges trifft Gott im Vatikan mit seinem Stellvertreter auf Erden zusammen. Aber die Hoffnung auf ein folgen- und segensreiches «Gipfeltreffen» erlischt rasch. *«Als er bemerkte, wie ich tatsächlich (d.h. als schmutzbefleckter Pilger) vor ihm erschien, schloss der Papst die Augen und tilgte mich aus seinem Blick. Er wollte mich nicht so sehen, wie ich war. Ich passte nicht zu dem starken, schützenden Wunschbild, das er von mir hatte.»*

Ferrucci zeigt eine grosse Vorliebe für Begegnungen und Dialoge, durch die Wesenszüge und Charaktereigenschaften der Gesprächspartner schön zur Geltung kommen. Vor allem sucht und pflegt Gott den Kontakt mit Philosophen und mit *«Menschen reinen Herzens, die von jeher meine Freunde waren.»* So nimmt der Leser gleichsam als stiller Zuhörer teil an Begegnungen Gottes u.a. mit Heraklit, Sokrates, Seneca, Moses, Jesus, Buddha, Dante und Sigmund Freud. Sehr anregend und erregend — wie könnte es auch anders sein! — ist die Schilderung eines Zusammentreffens auf höchster Ebene zwischen Gott und dem Teufel. *«Ich musste das Problem der Herkunft des Bösen lösen. Also machte ich mich auf*

die Suche nach dem Teufel. Von all den unwirklichen Wesen, die die Menschen ohne meinen Willen und ohne meine Zustimmung geschaffen hatten, stellte er die grösste Provokation dar.» Und der Teufel bestätigt es gleich: «Ich bin von Menschen erschaffen, nicht von Gott», und zum Schöpfer gewendet: «Die Menschen wollen dich nicht, und wenn du erscheinst, kennen sie dich nicht.»

Nikolaus Cusanus, ein mittelalterlicher Theologe, hatte für Gott den philosophischen Begriff der «coincidentia oppositorum» geprägt. Ferrucci formuliert in seiner imaginären Autobiographie Gottes den vortrefflichen Satz: «Ich bin sichtbar und unsichtbar, hell ohne Licht, aller Dinge Anfang und Ende und zugleich ohne Anfang und Ende, Schöpfer aus dem Nichts, der Höchste und der Niedrigste.»

Der Verfasser veranschaulicht in immer neuen Bildern die Gegenwart Gottes. Ein Beispiel: «Ich erfand den Traum — göttliche Botschaften, verborgen in den Falten des Schlafs, und er wurde einer meiner dauerhaftesten Schöpfungen.» Wie nachfühlbar spricht der Schöpfer über die Tonkunst, ohne

die sein Schweigen trostlos geblieben wäre: «Ich beschloss, die Musik zu meiner Sprache zu machen. Aus Erfahrung klug geworden, hütete ich mich wohlweislich, selbst zu komponieren; ich versetzte mich lieber in den Körper und die Seele von Musikern und verliess sie rechtzeitig wieder, wenn die schöpferische Arbeit beendet war. Sie spürten meine Anwesenheit, wussten aber weder, wie sie mich nennen sollten, noch, woher ich kam und wieso ich mit solcher Leichtigkeit bei ihnen einkehrte.»

Es gäbe noch einiges über dieses seltsam berührende, grundgescheite Werk Ferruccis zu bemerken, aber ich will es mit den gebotenen Kostproben bewenden lassen. Es wird vielen Lesern ergehen wie mir: man kann sich der Faszination dieses Buches kaum entziehen.

Hans Beck

¹ Jost Herbig: Nahrung für die Götter. Die kulturelle Neuerschaffung der Welt durch den Menschen. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1988. — ² Franco Ferrucci: Die Schöpfung. Das Leben Gottes, von ihm selbst erzählt. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1988.

Die Zeit wird richten

Zur Ausgabe der Werke von Franz Fassbind

Die Gemeinde Adliswil liegt wenige Kilometer südwestlich von Kilchberg bei Zürich, ein bescheidenes Dorf neben dem ganz feinen, wohlversehnen. An der Kilchbergstrasse in Adliswil, im dritten Stock eines nicht weiter auffallenden Mietshauses, wohnen seit über vierzig Jahren die Lehrerin für

geistig Behinderte Gertrud Fassbind-Schmucki und der Schriftsteller Franz Fassbind. Im Walter-Verlag Olten, erscheint nun eine Werkausgabe in zwölf Bänden, pro Halbjahr zwei Bände.

Franz Fassbind, 1919 als Bürger von Schwyz geboren, erlebte seine Volkschulzeit im Zürcher Industriequartier;

es waren die Krisenjahre der Wirtschaft mit ihrer Arbeitslosigkeit, von der auch sein Vater eine Zeitlang betroffen war. Franz besuchte die Gymnasien von Einsiedeln und Feldkirch und erfuhr so die benediktinische wie die jesuitische Lebensform und Sinngebung. Dann studierte er am Konservatorium in Zürich als Schüler von Paul Müller und Volkmar Andreae.

Schon vor seinem zwanzigsten Jahr wurden Gedichte von Fassbind gedruckt und am Radio gelesen und erschien sein zeitkritisches Hörspiel über die Schweiz und die Flüchtlinge von 1938. Als er zweitundzwanzig war, veröffentlichte der Walter-Verlag den ersten Roman («*Zeitloses Leben*»). Die regelmässige Mitarbeit bei Radio Zürich und Radio Monte Ceneri setzte ein: Hörspiel, Berichterstattung, wissenschaftliche Hörfolgen, dazu Impulse für die Neugestaltung der Radiosender; nach dem Krieg schrieb er auch für die Radiostationen Saarbrücken und Rias-Berlin. Parallel dazu lief drei Jahrzehnte hindurch die journalistische Tätigkeit für die «*Neue Zürcher Zeitung*» und «*Die Tat*», die Illustrierten «*Sie und Er*» und «*Die Woche*» sowie weitere Zeitungen und Zeitschriften.

Lange Zeit bedrängt von dieser heute kaum mehr überblickbaren Fülle journalistischer Berufsatrat (aus der als Band 10 der Edition eine Auswahl nachgedruckt wird), schuf Fassbind dichterische Werke: Erzählungen und Romane, Gedichte, Hörspiele und Stücke, die Terzinendichtung «*Die Hohe Messe*», sein Opus magnum; auch auf seine Kompositionen ist hinzuweisen.

Die Werkausgabe wird ungefähr zur Hälfte bisher Ungedrucktes vorlegen.

Sie ist also keine Klassikerbesprechung eines verdienten alten Schriftstellers, sondern stellt viel Unbekanntes zur Diskussion. Fassbind zählt nämlich zu jenen seltenen Autoren, die warten können und den weisen Rat zum «*nonum in annum*» ernst nehmen. Die Zeit wird richten. Er weiss, dass Erfolg, vor allem der sofortige, kein Name sein kann aus Gottes Namenhundert. Ausser vielleicht um sein zwanzigstes Jahr hat er nie mehr die schale Banalität des Ruhms angestrebt. In seinem Denken und Werten ist er bei allem Interesse für Wandel und bei allem Einsatz für das von ihm anerkannte gute Neue ein Konservativer, ein Bewahrer geblieben: konservativ im Sinne der revoltierenden Antigone, die, vom Gewissen geführt, Widerstand leistete gegen die fortschrittliche Oberflächlichkeit und Barbarei der grossen Zahl.

Franz Fassbind schreibt aus der Fülle eigener Erfahrungen und aus der erlebten Existenztiefe heraus. Er dichtet nie losgelöst von sich selber als dem Bescheid wissenden Ich. Alles Neue erwächst ja mehr oder weniger aus schon Vorhandenem. Der Rausch des Lebens bleibt die Antriebskraft, er gehorcht dem Ruf der Neigung. Die Kurzgeschichten wie die Erzählungen und die Romane handeln von seiner Sache: unter fremden Namen, mit geänderter Konstellation, zur Tragödie verdunkelt oder als Palinodie aufgehellt, zurückgenommen und gutgemacht. Wie die Inseln unter dem Meeresspiegel miteinander verbunden sind, schliessen sich Fassbinds Werke in der Welt des Autors zusammen. Vielleicht sind sie auch Waffen gegen die Geister, die ihn heimsuchen: gegen Erinnerungen, Selbstvorwürfe, Ängste, gegen Rätsel, Schuldgefühle, Versäumnisse, die nicht aufhören wollen, nach ihm zu

rufen, gegen negative Gefühle, die keinen Namen haben. Der namenlose Junge im *«Buch der Geheimnisse»* ist wie der Bub Valentin (im Roman *«Valentin»*) der Knabe Franz, der sich durch seine Gefährdungen hindurch an seinen eigenen inneren Reichtum herantastet und dabei im Unterbewusstsein den ganzen Archetypus des Kindes durchmacht. Durch Erleben lädt sich die beim Wort genommene Sprache mit Sinnlichkeit auf; durch Sinnlichkeit erreicht sie Tiefe.

Fassbind ist als Erzähler ein Realist, worunter hier zu verstehen ist: Er nimmt die Realität ernst, rehabilitiert das Alltägliche samt der immer lauernden Katastrophe der Normalität, vertraut der Botschaft der Sinne, durchschaut den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im Menschenleben. (Über die philosophische wie naturwis-

senschaftliche Problematik des Begriffs Realität von Kant bis Heisenberg ist in unserm Zusammenhang nicht zu reden; Fassbind, philosophisch wie naturwissenschaftlich durchtrainiert, ist sie wohlvertraut.) Doch erschöpft sich sein Erzählen nun keineswegs im Positivismus; Fassbind sieht den Zufall, Fundamentalkraft aller Ereignisse mit den beiden Varianten Glück und Unglück, in einem Zusammenhang, den er als religiöser Mensch christlicher Prägung Vorsehung heisst. So wird Humor nicht bloss möglich, sondern geradezu unumgänglich: Humor als das Talent, das vordergründig Einzelne als unwichtig zu erleben angesichts des hintergründig Ganzen; zu verstehen, dass vor dem Unendlichen, vor der Unendlichkeit, alles Endliche, *«Großes»* wie *«Kleines»*, ganz gleich ist, nämlich gleich klein.

Dominik Jost

Friedrich Nietzsche und Théodule Ribot

«Der moderne Mensch ist ein Mensch voll Überdruss, Verfeinerung der Begierden, der Empfindungen, des Geschmacks, des Luxus, der Genüsse; Neurose, Hysterie, Hypnose, Morphiumsucht, wissenschaftlicher Scharlatanismus, massloser Schopenhauerismus — das sind die Krankheitszeichen der gesellschaftlichen Entwicklung», wandte sich Anatole Baju 1886 im Vorwort zur ersten Nummer seiner Zeitschrift *«Le Décadent»* an die Leser. *Dégénérescence, décadence, Entartung*: Das vom Biologen Jean Joseph

Moreau de Tours um 1850 in die Physiologie eingeführte und vom Psychiater Benedict Augustin Morel 1857 entfaltete Syndrom prägte als organistische Metapher das kulturkritische Bewusstsein des fin de siècle; dem darwinistisch als *«struggle for life»* verstandenen technischen und industriellen Fortschritt (Konkurrenzdruck, Zeitbeschleunigung, Mobilität) stand die pathologische Erschöpfung der Nerven gegenüber (Nervosität, Neurasthenie). In heroischem Gegensatz zu Rassenhygiene und Eugenik als Kunst der

guten Zeugung idealisierte die *Décadence*-Literatur Nervenkrankheiten als Voraussetzung für Genie.

«*Ich bin, in Fragen der décadence, die höchste Instanz, die es auf Erden giebt*», schrieb Friedrich Nietzsche am 18. Oktober 1888 aus Turin an Malwida von Meysenbug. Schon 1893 hat Wilhelm Weigand in seinem psychologischen Versuch «*Friedrich Nietzsche*» darauf aufmerksam gemacht, dass der Denker das kulturkritische Modell der *décadence* 1883 Bourgets «*Essai de psychologie contemporaine*» über Charles Baudelaire entlehnt hat. Es ist das Verdienst des Osloer Nietzsche-Forschers Hans Erich Lampl, in seiner Studie «*Flaire du livre. Friedrich Nietzsche und Théodule Ribot. Eine Trouvaille*»¹ den Nachweis zu führen, wie intensiv Nietzsche die physiologische Konzeption studiert hat, die diesem Modell zugrunde liegt. Damit gewinnt dieser Stein im Mosaikbild der europäischen *Décadence* in unseren Augen seinen ursprünglichen Schliff zurück.

Kern von Lampls Argumentation ist eine «Trovaille»: Die von Nietzsche in seiner «*Genealogie der Moral*» (1887) als solche nicht kenntlich gemachte Übernahme mehrerer Passagen aus dem Standardwerk «*Les maladies de la volonté*» (1883) von Théodule Ribot, Begründer der Psychopathologie. Nietzsche illustriert mit Ribots psychopathologischer Darstellung verschiedener Ekstasetechniken die «europäische Krankheit» der Willenserschöpfung, die er als Pessimismus, Nihilismus und *décadence* in sämtlichen Lebensbereichen erkennen will. (Ribot bezieht sich dabei vor allem auf die Geschichte der heiligen Therese.)

Ein Plagiat? Mazzino Montinari hielt diesem Vorwurf als Heraugeber der historisch-kritischen Gesamtaus-

gabe von Nietzsches Werken und Briefen das Gebot entgegen: «*Nein. Wir sollen vielmehr lernen, historisch zu denken.*» Hans Erich Lampl findet über dieses Gebot hinaus noch eine biographische Erklärung. Nach einer minuziös recherchierten Indizienkette schlägt er mit detektivischem Scharfsinn vor, diese «*Abschrift*» als «*Pata-Plagiat*» zu lesen (mit Alfred Jarry abgeleitet von «*épater*» für «*Staunen erregen*»): In Vorzugsexemplaren liess Nietzsche einer Reihe von ihm geschätzten zeitgenössischen Physiologen und Psychologen wie Wundt, Du Bois-Reymond, Helmholtz, Mach und Vogt «*Zur Genealogie der Moral*» zu kommen; doch selbst Hippolyte Taine, Lehrer und Freund Ribots, reagierte weder positiv noch entrüstet auf diese abgeschriebenen Passagen, die ihm aus «*Les maladies de la volonté*» wohl vertraut gewesen sein müssten. Offenbar hatte keiner der Physiologen und Psychologen das Buch und die darin an sie ergangene Einladung gelesen, die Entwicklungsgeschichte moralischer Begriffe zu studieren.

Hans Erich Lampls quellenkritische Studie wird ergänzt durch einen aufschlussreichen biobibliographischen Anhang über Théodule Ribot. Sie ist — bei allen sprachlichen Eigentümlichkeiten des Autors — ein unverzichtbares Zeugnis für Nietzsches Rezeption vorwiegend französischer Spezialliteratur zur Psychologie, Psychiatrie, Physiologie, Medizin, Biologie, Pharmakologie, Klimatologie usw.

Martin Stingelin

¹ Hans Erich Lampl: *Flair du livre. Friedrich Nietzsche und Théodule Ribot. Eine Trouvaille.* Im Eigenvertrieb beim Verlag am Abgrund, Stapferstrasse 23, 8006 Zürich. 1988.

Paul Claudel

Zum «Lesebuch» von Edwin Maria Landau¹

Als alter Mann soll Paul Claudel zu seinem Sohn Pierre gesagt haben: «Wenn du jeden Tag zwei Stunden schreibst, so hast du eines Tages deine gesammelten Werke vor dir.» Eine bedeutende Diplomatenkarriere, die ihn nicht nur in zahlreiche europäische Städte führt, sondern auch nach Amerika und, über zwanzig Jahre lang, nach China und Japan, hat diesen vitalen Schriftsteller nicht daran gehindert, schon umfangmässig ein äusserst eindrückliches Werk zu hinterlassen: essayistische, kritische und religiöse Schriften wechseln ab mit Übersetzungen, kraftvolle Lyrik mit Bühnenwerken, die dem Drama des 20. Jahrhunderts weit über seine Grenzen hinaus neue Impulse gegeben haben.

Claudel hat einmal André Gide geschrieben, seine gedruckten Werke gehörten der Öffentlichkeit — unter der Bedingung, dass die zitierten Stellen seinen Personen und nicht ihm selbst in den Mund gelegt würden. Das ist gut so, denn der Mensch war schwierig, aggressiv (so Julien Green) auch dann noch, wenn er recht hatte, in Geldsachen äusserst kleinlich, in seinen Urteilen oft uneinsichtig, in Glaubensfragen von einer Unnachgiebigkeit, die einem christusgläubigen Katholiken wie Reinhold Schneider sehr zu schaffen machte, aber auch katholischen Freunden wie Jacques Rivière oder Gabriel Frizeau. Die zeitgenössische Claudel-Forschung entdeckt hinter dieser unerschütterlichen Sicherheit Abgründe einer tief verletzlichen Natur, zu denen das Werk einen viel-

schichtigen Schlüssel an die Hand gibt².

Vierunddreissig Jahre nach seinem Tod darf die Frage gestellt werden, ob, von wem und wie gut Claudel gelesen wird. An verlegerischer Arbeit hat es nicht gefehlt: in Frankreich ist sein Werk neben verschiedenen Taschenbuchausgaben in mehreren Bänden der luxuriösen «Bibliothèque de la Pléiade» greifbar; in deutscher Sprache liegen nicht nur zahlreiche Einzelerscheinungen vor, sondern auch eine sechsbändige Werkausgabe, 1958—1963 bei Benziger erschienen, die Edwin Maria Landau betreut und übersetzt hat. Seinem unermüdlichen Einsatz verdanken wir sowohl sehr einfühlsame Essays über den grossen Franzosen als auch die Errichtung einer Claudel-Forschungs-Bibliothek am Romanischen Seminar der Universität Zürich. Aber trotz dieser günstigen editorischen Gesamtlage hat es den Anschein, dass Claudel heute — wie zu Lebzeiten — nur von Kennern und Liebhabern gelesen würde. Gerade junge Leute weichen ihm des öfters aus, weil er «veraltet» sei oder «allzu katholisch». Diese «nouvelle ingénuité» steht jedoch wohl in einem tieferen Zusammenhang mit der Krise unserer heutigen Lesekultur, auf die hier nicht einzugehen ist.

*

Wer sich die Mühe nimmt, Claudel zu lesen, erkennt schnell, dass da jemand zu ihm spricht, der etwas zu sagen hat, jemand, der nicht spricht, um zu gefallen, für den Sprache mehr

ist als bare Kommunikation, mehr als Verstehen — ein Rätsel, das über das Leben, welches es nicht abzudecken vermag, immer auch hinausgeht:

*Allein
die Rose
ist hinfällig
genug
um der Ewigkeit
Ausdruck
zu verleihen.*

(«Fächersprüche», Lesebuch, S. 10)

Sobald Claudel zum dichterischen Wort greift, bleibt nichts übrig von seinen gern ermüdenden Ansichten über Religion, Moral, Politik. Sobald sich der Poet zu Worte meldet, ist er von unerhörter Kraft. Mir selbst gefällt an ihm einmal seine Beziehung zur Sprache selbst. Sie ist so innig, dass es mir häufig scheint, er schaffe diese im Akt des Schreibens neu. Ob Vers oder Prosa, atmet diese einfache und bilderriche Sprache immer voll und frei, sie umfängt einen wie eine frische Sommerbrise, sie macht uns leicht, sie trägt uns fort:

Keine Zeitung ist nötig, in der ich nur das Vergangene läse; ich brauche nur auf diesen Ast zu steigen, und über die Mauer erhoben, sehe ich die ganze Gegenwart vor mir. Der Mond geht auf; ich kehre ihm mein Gesicht zu, gebadet in diesem Früchtehorst. Ich verweile still, und von Zeit zu Zeit fällt vom Baum ein Apfel gleich einem schweren, reifen Gedanken.

(«Träume», Lesebuch, S. 35)

Jacques Lacan, der Psychoanalytiker, unterstreicht in seinen Schriften immer wieder, dass es die Sprache ist, die dank ihrem symbolischen Gehalt Abwesendes — sei es Fernes, sei es Unerreichbares — anwesend zu machen vermag, dass die Sprache uns mittels ihrer Brückenfunktion zwis-

schen Wirklichkeit und Imagination dazu verhilft, den «unendlichen Mangel an Sein» zu ertragen. Ich glaube, Claudel würde dieser Argumentation nicht widersprechen. Denn dieser Sprachschöpfer weiss, dass die Wirklichkeit unerreichbar bleibt, dass auch Phantasie und Einbildungskraft uns nicht heilen können vom Dasein. Was von der Literatur her bleibt, ist die Bilderwelt dichterischen Sprechens, das «Übersetzen» von Welt in die geformte Sprache der Bilder.

*

Edwin Maria Landau lädt uns heute ein, in einem *Lesebuch* Claudel neu zu entdecken. Vier Teile umfasst der vom Benziger-Verlag vorzüglich gestaltete Band: I. Landschaft; II. Dichtung — Kunst — Musik; III. Religion; IV. Nachwort. Natürlich musste eine schwierige Auswahl getroffen werden, aber auch wenn man dies oder das vermissen wird (ich denke etwa an die eine oder andere der «*Fünf grossen Oden*» oder an die grossartige «*Dreistimmige Kantate*»), so ist sie doch sehr geglückt: gerade Claudels Erfahrungen mit dem Orient («*Erkenntnis des Ostens*»; «*Ein Blick auf die Seele Japans*», die vieldeutige Geschichte vom «*Aufbruch des Laotse*») wird — zu Recht — hinreichend Platz eingeräumt. Die erste Fassung der «*Mittagswende*» ist — neben andern religiösen Schlüsseltexten — ganz aufgenommen: als Zeugnis eines dramatischen Schaffens aus dem Glauben heraus. Auch Wertvolles zu Claudels Kunstanschauung fehlt nicht, weder «*Beethoven*» noch Aufsätze zur Malerei, weder «*Dante*» noch die «*Parabel von Animus und Anima*», weder der Aufsatz zu Rimbaud noch jene zu Verlaine oder zu Mallarmé. Das Nachwort ist sowohl Einführung als auch

eigene Interpretation. So entfaltet Landau neben Biographischem auch die unnachahmliche Kunstauffassung Claudels: «*Hinter aller qualvollen Bedrängnis durch die irdische Unordnung wird das Verlangen nach Ordnung spürbar, der Drang, die disparaten Elemente nicht in eine partielle und zufällige, sondern in eine totale Harmonie zu bringen.*» («Nachwort», Lesebuch, S. 278)

Dieses Buch bereitet schon von der äusserlichen Aufmachung her Genuss. Wer es zur Hand nimmt und darin liest, dem gereicht dieser Genuss, dank der weit über seine religiöse Überzeugung hinausreichenden genialen Vielschich-

tigkeit dieses Schriftstellers, dank sorgfältigen Übersetzungen und geschickter Auswahl, zu einer Quelle innerer Freude.

Peter Schnyder

¹ Paul Claudel: Ein Lesebuch. Herausgegeben und mit einem Nachwort ausgestattet von Edwin Maria Landau. Zürich: Benziger 1988, 291 S. — Die «Fächersprüche» wie auch die Übersetzung des «Introitus» liegen zum ersten Mal in Buchform vor. — ² Vgl. Gérald Antoine: Paul Claudel ou l'Enfer d'un génie. Paris: Laffont (Reihe «Biographies sans masque»), 1988, 479 S. — G. Antoine geht erstmals auch auf Claudels tragische Liebe zu Madame Vetch (der legendenumwobenen «Ysé») ausführlich ein.

Schweizer und Engländer

Es sind nun schon bald dreihundert Jahre her, seit der Engländer Abraham Stanyan in seinem umfassenden «*Account of Switzerland*» sich wunderte, dass man die Schweiz im Ausland so wenig kenne; deshalb sei sie allenthalben so sehr verachtet. Er wollte ihr Lob verkünden, die Vorurteile gegen sie zerstreuen, ohne doch auf Kritik zu verzichten. Dabei durchging er die Geschichte, die öffentlichen Einrichtungen, das Verkehrswesen, den Handel, die Kirche, versuchte sich endlich sogar in einer Volkspsychologie der Schweiz. Es fällt ihm schwer, den Nationalcharakter der Schweizer zu bestimmen. Im Spiegel Stanyans sah England lange Zeit die Eidgenossenschaft.

In jüngster Zeit hat wieder ein Engländer und wieder ein ehemaliger Botschafter in der Schweiz es unternommen, die Berührungen zwischen den

zwei weit auseinander liegenden Ländern darzustellen. John Wraight, der Grossbritannien von 1973 bis 1976 in der Schweiz vertrat, ist in einem umfangreichen, weitgefächerten Buch mit dem Titel «*The Swiss and the British*» den Beziehungen auf den mannigfachsten Lebensgebieten nachgegangen¹. Er bietet zunächst einen kurzen geschichtlichen Rückblick, der Bekanntes zusammenfasst und nur für die allerneuste Zeit Originales enthält. Wertvoller ist das grosse Hauptkapitel «*Chronology*». Hier werden vom Mittelalter an bis ins Jahr 1984 möglichst alle Berührungs punkte in annalistischer Form aneinander gereiht. Sie betreffen das Gebiet der Politik, des Militärs, der Literatur, der Musik, der bildenden Kunst; besonderer Nachdruck liegt auf dem Gebiet des Sports, des Alpensports und der Wirtschaft.

Man kann für jedes Jahr bequem

nachschlagen, gleichwie in mittelalterlichen Chroniken oder alten Volkskalendern, wann und wo es zu Berührungen kam. Die erstaunlich reiche Fülle der in loser Folge erwähnten Fakten ergeben oft ein wirres Bild, in dem die inneren Zusammenhänge und die Akzente fehlen. Aber sie sind von unbestreitbarem praktischem Nutzen für denjenigen, der einzelnen Beziehungen in speziellen Jahren nachgeht, und er wird hier zu seiner freudigen Überraschung viel Unbekanntes finden. Wem war zum Beispiel bewusst, dass Shakespeare das Buch des Schweizers Ludwig Lavater *«De Spectris et Lemuribus»* gelesen hat, und zwar unmittelbar bevor er den Hamlet schrieb? Aber die geistige Verarbeitung des aufgeschütteten Stoffes, das Hineinstellen des Materials in einen sachlichen und historischen Rahmen, muss der Leser selber vornehmen. Dabei kann ihm auch die sehr detaillierte Bibliographie von Nutzen sein. Sie weist zwar bedauerliche Lücken auf — eine bei der Reichhaltigkeit des Stoffes verständliche Unvollständigkeit. Aber man begreift doch einige Mal nicht, warum Nebensächliches ausgebreitet und Hauptsächliches weggelassen wird.

Der von Wright angehäuften Materialsammlung kann man entnehmen, wie sich immer wieder im Lauf der Jahrhunderte Engländer bemüht haben, die Eigenart der Schweiz ihren Landsleuten zu erklären und näher zu bringen. Zur Feder griffen Diplomaten, Gelehrte, Schriftsteller, Handelsleute, Reisende. Man staunt über die grosse Zahl von Berichten über das unbekannte Helvetien, wobei jedoch meist nur Teilgebiete beleuchtet werden.

In den Epochen der Reformation und Gegenreformation gaben die Engländer besonders eifrig von der Edge-

nossenschaft Kunde. Damals wurden innige geistige Beziehungen geschlossen, die heute noch nachwirken. Während der Regierung Marias der Katholischen flüchteten zahlreiche englische Reformierte in die Eidgenossenschaft, zum Beispiel nach Basel. In ihre Heimat zurückgekehrt, empfahlen sie ihren Landsleuten Basel als Universitäts- und Druckerstadt so nachdrücklich, dass bei den später in Mode kommenden Bildungsreisen auf dem Kontinent, den sogenannten Grandtours, gewöhnlich auch Basel besucht wurde. Der Staatssekretär Francis Walsingham wünschte sich wiederholt in die Schweiz zurück: *«I wished I were among the truehearted Swiss.»* Zu Beginn des 17. Jahrhunderts fassten die Engländer ernsthaft die Schweiz als Handelspartner ins Auge. Der in der Schweiz residierende englische Diplomat Oliver Fleming wurde von seiner Regierung instruiert: *«We advise them to consider how to increase their wealth by trade.»*

In der Zeit nach Stanyan gesellte sich bei den Engländern zum politischen und staatsbürgerlichen Interesse der Sinn für die Alpenwelt. Naturwissenschaftliche Interessen machten sich schon vernehmbar. Es war die Geburtsstunde des Alpinismus. Stanyan betrachtete die Berge noch als *«magazines of rain, hail, tempest»*. Jetzt bewunderte man auch die Schönheit der Alpen und freute sich an der Alterspatina der Bergbewohner.

Während des 19. Jahrhunderts galt England als der besondere Freund der Schweiz. Auffallend ist das lebhafte Interesse, das die britische Öffentlichkeit den Sonderbundswirren entgegenbrachte. Führende Londoner Zeitungen machten die Schweizer Vorgänge im ganzen britischen Weltreich

bekannt. Bedeutende Engländer verfassten Broschüren, wie George Grote die *«Seven letters on the Recent Politics of Switzerland»*.

Wie England während des Zweiten Weltkrieges auf die schweizerische Öffentlichkeit einzuwirken versuchte, erfährt man aus der von den britischen Behörden wohldurchdachten und gut organisierten Aufklärungsarbeit mittels Presse, Flugschriften, Bücher, Radio, Kino. Am wirkungsvollsten waren die von der britischen Gesandtschaft in Bern herausgegebenen Publikationen, z.B. das Wochenbulletin *«British Press and Comment»* in einer Auflage von über 100 000. Die für das Verständnis des schweizerisch-englischen Verhältnisses so aufschlussreiche Korrespondenz der britischen Gesandten in Bern scheint Wraight nicht eingesehen zu haben; er hätte hier Entscheidendes erfahren können.

Was schon vor einem halben Jahrhundert über Englands Einstellung zur Schweiz im Lauf der Geschichte zusammenfassend geschrieben wurde, wird durch das stoffreiche, willkommene Buch von John Wraight belegt und bestätigt: *«Englands Verhältnis zur Schweiz war vornehmlich durch die Staatsraison bestimmt, durch das eigentliche Bewegungsgesetz der Staaten. Jedoch spielten in diese Berührungen und Verflechtungen oft auch Unwägbarkeiten hinein, undurchschaubare Übergänge zwischen Verstand und Gefühl, Vernunft und Neigung, die sich rein rationaler Erfassung entziehen. Innere Gemeinsamkeiten ergaben oft, im Geistigen und Politischen, einen Gleichklang und Einklang.»*

Edgar Bonjour

¹ John Wraight: *The Swiss and the British*; Michael Russel, Salisbury 1988.

Auf der Suche nach der verlorenen Liebe

Zu Hansjörg Schneiders Roman *«Der Wels»*

Man soll ja kein Epigone sein, also nicht mehr im Stil Kellers und Meyers, Storms und Fontanes schreiben. Aber manche haben sich von den alten Meistern vielleicht zu sehr emanzipiert, zum Beispiel Hansjörg Schneider in seinem neuen Roman *Der Wels*¹. Wohl mehr als tausend Sätze, gut fünf auf jeder Seite, beginnen darin mit *«Er»*. Selbstverständlich ist das keine schülerhafte Unbehilflichkeit, sondern bewusst angewandtes Stilmittel. Mittel zu welchem Zweck? Offenbar zu mög-

lichst nachdrücklicher Hervorhebung der Hauptperson, neben der die andern eben bloss Nebenpersonen sein sollen. Dieser *«Er»* bleibt von der ersten bis zur letzten Seite namenlos, hat aber einen Beruf. Er ist Theaterdichter und Regisseur, was in Anbe tracht von Schneiders bekannten Leistungen auf diesem Gebiet einen starken autobiographischen Einschlag des Werkes vermuten lässt. Die Theaterarbeit steht indessen nicht im Mittelpunkt des Interesses, das beherr-

schende Motiv ist eine Verstörung, die «Er» sich durch die abrupte Trennung von seiner Freundin Kathrin zugezogen hat. Die alkoholisch vernebelten Umstände der Trennung waren so, dass er fürchten muss, Kathrin unabsichtlich umgebracht zu haben. Nachdem er sich nüchtern geschlafen hat, wähnt er sich deshalb von der Polizei gesucht, irrt per Auto und sonstwie diesseits und jenseits der Schweizergrenze umher — und findet am Ende die rätselhaft verschwundene unversehrt in einer Wirtschaft. Zu einem Wiederaufleben der Liebesfreundschaft kommt es nicht, man trennt sich friedlich und anscheinend für immer.

Abgesehen von den massenhaften Satzanfängen mit «Er», unterscheidet sich Schneiders Prosa von den schönen Perioden der erwähnten Meister durch die Kürze der meisten Sätze. Teilweise wird der Handlung dadurch eine Art Staccato-Rhythmus verliehen, zum andern Teil wird in solchen Sätzen detaillierte Umweltbeschreibung geboten. Der Erzähler meint wohl kaum, dass sein Verstörter die meist in keiner Beziehung zu ihm stehenden Einzelheiten registriere. Ein Reiz dieser Erzählweise liegt im raschen Wechsel zwischen Schilderung subjektiver Befindlichkeit einerseits, naturalistisch erfasster Objektwelt anderseits. Der episodenreiche, dabei durchgängig auf den unheldischen Helden eingestellte und zugleich intensiv beschreibende Roman dürfte sich, unter Einfügung erläuternder Zusätze, gut zur Verfilmung eignen.

Der Sinngehalt besteht vorab in der erotischen Problematik. Obgleich «Er» und Kathrin Theaterleute und freischaffende Intellektuelle sind, haben sie sich ausserhalb des Bettes anscheinend

wenig zu sagen. Aus den eingebblendeten Erinnerungen geht hervor, dass sich die Freundin ein Kind wünschte und eine Totgeburt hatte. Vom Naturzweck der Geschlechterliebe ist, wie es sich für einen anständigen modernen Roman gehört, nicht weiter die Rede. Vielmehr hat «Er» — vor und nach Kathrin — noch ein paar andere intime Beziehungen, ebenfalls ohne tiefere persönliche Bindung. Idealistisch erklärt «Er» zwar, «*Lieben heisse, sich selbst mit Hilfe eines anderen Menschen befreien*», aber der Roman liefert kein Musterbeispiel dafür. Ein Psychogramm, das «Er» von Kathrin entwirft, schmeckt nach Strindberg, doch verabscheut er gerechterweise auch die Männerherrschaft.

In dem vor vier Jahren erschienenen tagebuchartigen Notizenband *Wüstenwind*² hat sich Schneider über eine lebhafte und vielseitige Gedanklichkeit ausgewiesen. Im vorliegenden Roman dagegen kommt Ideelles, natürlich zum Teil aus Formgründen, fast nur beiläufig zur Sprache. Ausgesponnene Dialoge, die als dessen Vehikel dienen und dem erfolgreichen Dramatiker Schneider sehr wohl gelingen könnten, gibt es nicht. Die rudimentären sind meist in indirekter Rede abgefasst. Seit *Wüstenwind* scheint sich zudem das Weltbild Schneiders verdüstert zu haben, wenn auch nicht bis zur Trostlosigkeit eines Thomas Bernhard. Gelegentlich spricht «Er» vom verlorenen Glauben an die Kunst als lügenzerstörende Wahrheit, heilende Kraft, Ausdruck der Reinheit: «*Heute müsse er lachen, wenn er an diese Begriffe denke.*» Mit einer Schelte des Helden auf die heuchlerischen, rechthaberischen, besserwisserischen, phantasielosen Schweizer Spiesser schwimmt der Wels

schliesslich noch ein bisschen im Kielswasser Max Frischs³.

Und was verschafft dem unheimlichen Tier die Ehre, in einem Buchtitel verewigt zu werden? In den beiden von ihm handelnden Episoden wird ihm keine über die zoologische Merkwürdigkeit hinausweisende Bedeutung beigemessen. Auf der Seite nach dem Titelblatt wird es in lexikonnässigen Stichworten beschrieben als ein räuberischer nächtlicher Grundfisch, der ohne Nahrungsaufnahme im Bodenschlamm überwintert. Wohl möglich, dass Hansjörg Schneider in diesem Tier ein Sinnbild seiner selbst erblickt: seiner als Räuberei empfundenen literarischen Aneignung von «Welt» (auch Robert Walser fühlte sich als Räuber) und seines Interesses für die Nachtseite der menschlichen Natur. Die im Berliner Zoo beobachtete Reglosigkeit des Welses mag ihm überdies die «Handlungsunfähigkeit» symbolisieren, die er sich in *Wüstenwind* zuschreibt.

Allerdings ist Schneider kein stummer Fisch, er redet überaus deutlich,

zumal in Sachen des eigenen Berufs: «*Er hatte von jeder beflissenen Kunstfertigkeit genug, und die Vorbildlichkeit in der zeitgenössischen Literatur ödete ihn an.*» Ich gestehe, dass mich kein anderer Satz des Buches so sympathisch anspricht. Zugleich stelle ich fest, dass der Verfasser für ebendieses Buch eine Menge beflissener Kunstfertigkeit aufgewendet und in ihm eine gewisse Vorbildlichkeit als Darsteller schwierigen heutigen Menschentums erreicht hat. Hingegen hüte ich mich zu sagen, solche Vorbildlichkeit öde mich an, sonst müsste der beflissene Kritiker sich selber anöden.

Robert Mächler

¹ Hansjörg Schneider, *Der Wels*. Roman. Verlag Nagel und Kimche, Zürich/Frauenfeld 1988. — ² Hansjörg Schneider, *Wüstenwind*. Notizen November 1982 — April 1983. Limmat Verlag, Zürich 1984. —

³ Einschlägiges Kritisches über Frischs kritische Haltung findet sich in Arthur Häny's Essayband «Die Dichter und ihre Heimat» (A. Francke Verlag, Bern 1978).

Hinweise

Erzählungen von Elisabeth Schnack

Boshaft und sentimentale Geschichten seien es, verspricht der Untertitel, und die Sammlung selbst trägt darum den Namen «*Bittersüßer Nachtschatten*», ein Kranz von elf Erzählungen der Übersetzerin und Schriftstellerin, die seit dem Jahre 1950 in Zürich lebt und arbeitet, nachdem sie in der Mandschurei als Lehre-

rin gewirkt und in Genf und Dublin gearbeitet hatte. Für ihre herausgeberische und literaturvermittelnde Tätigkeit hat sie zahlreiche Auszeichnungen erhalten. Im Dezember wird sie neunzig Jahre alt: *Elisabeth Schnack*. Aus Verehrung für die Autorin, die auf ein umfangreiches Werk vor allem als Übersetzerin zurückblicken kann, hat der *pendo Verlag, Zürich*, diesen hübschen Band mit kurzen Erzählungen

herausgegeben, von denen die letzte zugleich wie eine Reminiszenz anmutet: Elisabeth Schnacks Vater war Botaniker, und die «Tulpen-Groteske», die das Buch abschliesst, setzt botanische Kenntnisse in eine phantastische Zukunftsvision von der Zweihäusigkeit des Menschen um. Man macht beim Lesen kleine Entdeckungen, findet Geschichten von Menschen nicht ganz alltäglicher Art, von Verwicklungen und Erfahrungen, auf die das Attribut «bittersüß» passt. «Jedes Gefühl ist besser als die Leere», sagt eine der Figuren einmal. Ein Satz, der diese Erzählerin kennzeichnet und vielleicht etwas vom Geheimnis ihrer unverwüstlichen Lebendigkeit enthält.

Geschichten aus Zürich

Federico Hindermann, langjähriger Leiter der Manesse Bibliothek, hat im *Engelhorn Verlag, Stuttgart*, ein hübsches kleines Bändchen herausgegeben, «Kleine Geschichten aus Zürich», zu dem *Hanny Fries* Zeichnungen beigesteuert hat. Die kleine Sammlung umspannt Texte von Gottfried Keller bis zu Hans Arp. Nicht nur Prosa ist darin vertreten, auch Poesie. Natürlich darf Gottfried Benn mit «Meinen Sie Zürich zum Beispiel» nicht fehlen, obwohl mindestens Habana und New York dieses Gedicht ebenfalls für sich beanspruchen dürften. James Joyce, Wahlzürcher auf Zeit, grüsst mit zwei Gedichten, aber auch Albert Ehrismann ist mit einem Gedicht mit von der Partie. Abschnitte aus den Erinnerungen von Gerhard Hauptmann und Hans Arp («Dadaland») bringen kulturhistorische Aspekte ins Mosaik. In der Sammlung nimmt sich Ephraim Kishon («Ein Hort der Sauberkeit»)

etwas seltsam aus. Immerhin: ein hübsches kleines Geschenkbüchlein.

Der ganze Zürichsee vor meinen Füssen . . .

Herbert E. Stüssi legt als Herausgeber den Liebhabern und Freunden dieser Landschaft eine Anthologie in die Hand, zu der *Walter Dick* Zeichnungen und Radierungen gemacht hat. Der Zürichsee im Spiegel der Dichtung und in feinnervigen, im Detail bezaubernden Bildnotizen eines Künstlers besungen, beschrieben und abgebildet, seine Landschaft, seine Stimmungen, seine Bedeutung als Kultur- und Siedlungsraum. Die Texte stammen von Schriftstellern und Dichtern aus Gegenwart und Vergangenheit, von *Edwin Arnet* bis zu *Albin Zollinger*, aber auch von *Johann Wolfgang Goethe* bis zu *Stefan Zweig*, es ist Prosa und Lyrik, gesammelt zur Feier einer poetischen Landschaft (*Verlag «Neue Zürcher Zeitung», Zürich 1988*).

Arche Literatur Kalender 1989

Die Idee, den Literaturfreund durchs Jahr zu begleiten, indem man ihm einen Wandkalender anbietet, der literarische Anregungen, Photos und Zitate enthält, hat sich bewährt. Im Januar das Gedicht, mit dem Rose Ausländer auf den Besuch von Peter Huchel reagierte, dazu ein Porträt der Dichterin in jüngeren Jahren; im Februar, zweite Woche, Sätze aus einem Brief Else-Lasker-Schülers an Karl Kraus, im Bild die Dichterin mit der Flöte und der «Dompteur» mit den stechenden Augen hinter dem randlosen Zwicker: so begleiten uns Gestalten

und Verse, bewegende Sätze aus Werken und Briefen von Woche zu Woche durchs Jahr. In Kleinschrift über den Datumszahlen stehen die Namen der Autorinnen und Autoren, die an diesem Tag geboren oder gestorben sind (*Arche Verlag, Zürich*).

Albert Vigoleis Thelen zum 85. Geburtstag

Unter dem Titel «In Zweifelsfällen entscheidet die Wahrheit» hat Jürgen Pütz im *JUNI-Verlag* in Viersen Beiträge zu Albert Vigoleis Thelen herausgegeben, der am 28. September 85 Jahre alt wurde. Thelens Werk ist, obgleich bedeutend und einzigartig, so bekannt nicht, wie es das verdiente. Die Geburtstagsgabe möchte mit ihren Interpretationen, Dokumentationen und Untersuchungen zu Teilespekten des Stils dazu beitragen, einen Autor der drohenden Vergessenheit zu entziehen. Beiträge haben, in alphabetischer Reihenfolge, geschrieben: Klaus Antes, Willem Aalten van den Broek, Helmut Frielinghaus, Harald Gröhler, Werner Jung, Anton Krättli, Arno Piechorowski, Jürgen Pütz, Stefan Quante, Erwin Theodor Rosenthal und Rosmarie Zeller. Ausserdem enthält die Schrift frühe Rezensionen wie zum Beispiel eine von Siegfried Lenz und Auszüge aus dem Briefwechsel Thelens mit seinen Verlegern.

Editionen der Arno-Schmidt-Stiftung

Im Rahmen der Bargfelder Ausgabe, als deren Herausgeber *Jan Philipp Reemtsma* und *Bernd Rauschenbach* zeichnen, sind im Zürcher *Haffmans Verlag* die Bände *Juvenilia* und *Klei-*

nere Erzählungen/Gedichte erschienen. Bei den kleineren Erzählungen, die vom Autor nur zum Teil in Buchfassungen gesammelt sind, haben die Herausgeber auf die Typoskripte zurückgegriffen. Die Gedichte liegen erstmals in vollständiger Sammlung vor. Mit dem Band *Juvenilia* (ein Titel, der über einem Konvolut von Handschriften vom Dichter selbst bestimmt wurde) liegen alle von Arno Schmidt abgeschlossenen erzählerischen Arbeiten bis *Zettels Traum* vor. Im Rahmen der Bargfelder Ausgabe erschienen die hier angezeigten Bände als I/4.1 und I/4.2.

Biographie eines Rätsels

Karl S. Guthkes Forschungen nach B. Traven

Das Buch umfasst im Grossformat über 800 Seiten und umspannt das Leben eines Schriftstellers, der weltberühmt und zugleich unbekannt oder eben «ein Rätsel» ist: B. Traven, der Verfasser von Romanen wie «Das Totenschiff» oder «Der Schatz der Sierra Madre». Natürlich war seit längerem bekannt, dass B. Traven der Revolutionär Ret Marut war, dass er in der Zeitschrift «Der Ziegelbrenner» politische Agitation betrieben hatte und während der Revolution in Bayern 1919 wegen Hochverrats mit dem Tod bedroht war. Aber Ret Marut war wohl auch nicht sein richtiger Name. Das Geheimnis blieb, und B. Traven tat alles, dass es nicht aufgedeckt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Mexico. Aber als Mexico nach der Machtergreifung der Nazis eine grössere Zahl deutscher Emigranten aufnahm, übte Traven ihnen gegen-

über strenge Zurückhaltung. Hatte er Geschmack gefunden an den Mystifikationen um seine Person, die zur Zeit seiner Flucht lebensnotwendig waren? Wollte er die Legende nicht zerstören, die sich um seinen Schriftstellerruhm gewunden hatte? Was verbürgt und dokumentiert ist an diesem geheimnisvollen Leben, hat *Karl S. Guthke* gesichtet und in seine Darstellung verarbeitet. Mit der Witwe Travens hat er Gespräche geführt, die Lebensgewohnheiten des Autors erforscht, seine Beziehungen zum Verlag der Büchergilde Gutenberg von den ersten Ansätzen bis zum Schluss beschrieben. Sein Buch ist reich an Bildern und Photokopien von Briefen, an längeren Zitaten und schliesslich an Texten des Ret Marut und des B. Traven, die im Anhang abgedruckt sind: Artikel aus dem «Ziegelbrenner», dann die Urfassung (englisch) des «Totenschiffs», ferner andere Originale. So ist denn ein umfassendes Kompendium zu einem lebenslangen Versteckspiel entstanden, das zwar nicht alle Geheimnisse entschlüsselt, aber vielleicht doch alle die, die je entschlüsselt werden können (*«Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main, Olten, Wien 1987»*.)

Bernhard Wehrli: «Der Hotelgast»

Kurz vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts suchte der junge Hans J. Wehrli in Ägypten Heilung von einer Krankheit, die seine Jugend besetzte. Zweimal — 1892/94 und 1895/96 — lebte er in Luxor und Kairo als Hotelgast zur Kur. Heilung fand er aber erst auf einer Seereise, die ihn bis nach Indien führte, einmal auch durch einen heftigen Sturm, den er ohne Seekrankheit überstand. Zusammen mit

einem Vetter und zwei Anthropologen hielt er sich in Hinterindien auf, und auf dem Irrawaddy, dem grossen Fluss Burmas, fasste er den Entschluss, die Laufbahn eines Geographen und Ethnographen einzuschlagen. Bernhard Wehrli hat seinem Buch, in welchem er diese Phase der Biographie seines Vaters schildert, aber mit gutem Grund den Titel *«Der Hotelgast»* gegeben; denn es sind die Begegnungen und Gespräche mit interessanten, meist vornehmen und hochgestellten Persönlichkeiten aus aller Welt, die den Genesung Suchenden während seiner Ägyptenaufenthalte in Kairos Shepheard's Hotel zu diesem Lebensplan schliesslich bewogen haben. Das war sein entscheidendes Bildungserlebnis. Man muss sich aber nicht eine chronologisch ablaufende Geschichte vorstellen, sondern eine auf Erinnerung, Erzählungen des Vaters, Briefen und anderen Quellen beruhende frei gestaltete Schilderung des Lebens in Kairo vor der Jahrhundertwende, der Begegnungen des Rekonvaleszenten mit den verschiedensten Menschen und da selbst der Gespräche, die dabei vielleicht geführt worden sind. Die Gesprächspartner oder die Bekanntschaften des Hans J. Wehrli in Ägypten werden in zwei Anhängen in Kurzbiographien vorgestellt, soweit sich die genauen Lebensdaten ermitteln liessen. Menschen im Hotel, wird man sagen: Geschäftsleute, Wissenschaftler, Schriftsteller sind darunter, aus der Schweiz zum Beispiel Jakob Escher-Kündig, der als Seidensspinnerei-Industrieller begann, die Seidenraupe und ihre Seuchen zu studieren und sich tatsächlich zum Entomologen entwickelte, aus Frankreich der Schriftsteller André Chevillon, der deutsche Diplomat Casimir Graf von Leyden, Ismail-Pascha sodann, der ein-

mal Vizekönig von Ägypten war, und viele andere mehr. Hans Wehrli versteht es, in zum Teil anekdotisch gestalteten Kapiteln die Welt vor 1900 im Shepheard's aufleben zu lassen; er hat damit seinem Vater, der nach seiner Rückkehr und vollendetem Studium von 1911 bis 1940 als Professor für Geographie an der Universität Zürich gewirkt hat, ein pietätvolles Erinnerungsbuch geschaffen (*Verlag R. G. Vischer, Wilhelmshöher Strasse 39, Frankfurt am Main 1988*).

Mundart und Hochdeutsch im Radio

Der genaue Titel des umfangreichen Werks lautet: «*Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz*», und tatsächlich handelt es sich dabei um eine wahrhaft erschöpfende Erforschung des Themas. *Markus Ramseier*, der Verfasser, ist dafür mit dem Amerbachpreis, dem Preis der Universität Basel, ausgezeichnet worden. Wer immer in Zukunft im Streit um Mundart und Standardsprache (wer nicht wissenschaftlich argumentiert, darf ruhig Hochdeutsch oder Schriftdeutsch sagen) in Zukunft das Wort ergreift, wird sich auf Ramseiers Ergebnisse abstützen müssen. Er hat, methodisch konsequent und unter Berücksichtigung aller einschlägigen Faktoren, die verschiedenen Möglichkeiten mundartlicher und standardsprachlicher Verständigung im Radio untersucht. Welche Sprachform wird bei welcher Gelegenheit gewählt? Wie verhält es sich bei fixierten, wie bei improvisierten, frei gesprochenen Texten? Man gewinnt nach der Lektüre des fast 600 Seiten umfassenden Bandes den Eindruck, die Frage sei vielleicht etwas kompli-

ziert, als es scheinen möchte. Mundart ist die Alltagssprache des Deutschschweizers; viele Sendegefäße und Sendeformen wirken unnatürlich in der Standardsprache. Sprachpflege, so Ramseier, hat aber auszugehen von den individuellen Produktionsbedingungen, unter denen Texte entstehen. Was vielleicht, zugegeben ausserhalb rein linguistischer und sprachpsychologischer Aspekte, beim Radio zu bedenken wäre, ist die staatspolitische Seite. Wie sollen die Sprachregionen einander begegnen? Doch in den «Standardsprachen». Wie soll aus der «friedlichen Koexistenz» der Landesteile eine «Symbiose» werden? Das sind indessen Fragen, die ausserhalb des Forschungsvorhabens von Markus Ramseier lagen. Er hat eine grundlegende und wegweisende Arbeit geleistet, preiswürdig und im besten Sinne gründlich (*Verlag Sauerländer, Aarau 1988. Reihe Sprachlandschaft, Band 6*).

Theaterzauberer – 40 Schauspieler-Porträts

C. Bernd Sucher, der Verfasser dieser 40 Schauspieler-Porträts, ist Redaktor und Theaterkritiker der «Süddeutschen Zeitung». Aus der Fülle seiner Theatererlebnisse hat er die Begegnungen mit prominenten Darstellern der Gegenwart ausgewählt und zu einem Band, angereichert durch 131 Photos, zusammengestellt. In den einzelnen Porträtstudien geht es ihm vor allem darum, die Schauspielerinnen und Schauspieler in ihrer Wandlungsfähigkeit zu zeigen, in ihrer Fähigkeit, aus einem Text Menschen zu bilden. Man spürt seinen Respekt vor dieser Kunst (*R. Piper Verlag, München 1988*).